

ELENA
FERRANTE
MEINE GENIALE
FREUNDIN ROMAN

LESEPROBE

SUHRKAMP



Erscheint am
6. September 2016

»ALLE LESEN ELENA FERRANTE.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Sie könnten unterschiedlicher kaum sein und sind doch unzertrennlich, Lila und Elena, schon als junge Mädchen beste Freundinnen, im Neapel der fünfziger Jahre. Und sie werden es über sechs Jahrzehnte bleiben, bis die eine spurlos verschwindet und die andere auf alles Gemeinsame zurückblickt, um hinter das Rätsel dieses Verschwindens zu kommen.

Elena Ferrante hat ein literarisches Meisterwerk von durchdringender Strahlkraft geschrieben, ein von hinreißenden Figuren bevölkertes Sittengemälde und ein zutiefst aufrichtiges Epos – über die rettende und zerstörerische, die weltverändernde Kraft einer Freundschaft, die ein ganzes Leben lang währt.



Elena Ferrante **Meine geniale Freundin**

Roman

422 Seiten. Gebunden

€ 22,- (D)/ € 22,70 (A)

(978-3-518-42553-4)

6. September 2016

ELENA FERRANTE

MEINE GENIALE FREUNDIN

ROMAN

Aus dem Italienischen von Karin Krieger

PROLOG

Die Spuren verwischen

1

Heute Morgen hat mich Rino angerufen, ich dachte, er wollte wieder einmal Geld, und wappnete mich, es ihm zu verweigern. Doch der Grund seines Anrufs war ein anderer. Seine Mutter war unauffindbar.

»Seit wann?«

»Seit zwei Wochen.«

»Und da rufst du mich erst jetzt an?«

Mein Tonfall muss ihm feindselig vorgekommen sein, obwohl ich weder verärgert noch aufgebracht war, es lag nur eine Spur von Sarkasmus in meiner Stimme. Er versuchte dagegenzuhalten, tat es jedoch unbeholfen, verlegen, halb im

Dialekt, halb auf Italienisch. Er sagte, er sei fest davon überzeugt, dass seine Mutter irgendwo in Neapel herumstreife, wie immer.

»Auch nachts?«

»Du weißt doch, wie sie ist.«

»Ich weiß es, aber findest du zwei Wochen ohne ein Lebenszeichen normal?«

»Ja. Du hast sie lange nicht gesehen, ihr Zustand hat sich verschlechtert. Sie schläft überhaupt nicht mehr, kommt, geht, macht, was sie will.«

Immerhin war er am Ende doch besorgt. Er hatte überall herumgefragt, hatte die Runde durch die Krankenhäuser gemacht und sich sogar an die Polizei gewandt. Nichts, seine Mutter war nirgends zu finden. Was für ein reizender Sohn: ein dicker Kerl um die vierzig, der noch nie in seinem Leben gearbeitet hat, immer nur krumme Geschäfte und ein Leben auf großem Fuß. Ich konnte mir denken, mit welcher Gründlichkeit er seine Nachforschungen angestellt hatte. Mit keiner. Er hatte nichts im Kopf, und am Herzen lag ihm nur er selbst.

»Sie ist nicht zufällig bei dir?«, fragte er mich unvermittelt. Seine Mutter? Hier in Turin? Er wusste genau, wie die Dinge lagen, und redete nur, um irgendwas zu sagen. Er, ja, er war viel unterwegs, mindestens ein Dutzend Mal ist er schon uneingeladen bei mir aufgetaucht. Aber seine Mutter,

die ich gern willkommen geheißen hätte, war zeit ihres Lebens nicht aus Neapel herausgekommen. Ich antwortete:

»Nein, zufällig nicht.«

»Bist du sicher?«

»Rino, also bitte: Ich habe gesagt, sie ist nicht hier.«

»Und wo ist sie dann?«

Er brach in Tränen aus, und ich ließ ihm seinen Auftritt, verzweifelte Schluchzer, die unecht begannen und echt weitergingen. Als er fertig war, sagte ich:

»Benimm dich bitte endlich mal, wie sie es gern hätte:

Lass sie in Ruhe.«

»Was redest du denn da?«

»Ich meine es ernst. Es hat keinen Zweck. Lerne, auf eigenen Füßen zu stehen, und lass auch mich in Ruhe.«

Ich legte auf.

2

Rinos Mutter heißt Raffaella Cerullo, wurde aber von allen schon immer Lina gerufen. Von mir nicht, ich habe sie nie so genannt. Für mich ist sie seit mehr als sechzig Jahren Lila. Wenn ich plötzlich Lina oder Raffaella zu ihr sagte, würde sie denken, mit unserer Freundschaft wäre es vorbei. Seit mindestens drei Jahrzehnten erzählt sie mir, dass sie spurlos verschwinden möchte, und nur ich weiß, was sie damit meint.

Sie hat nie eine Flucht im Sinn gehabt, einen Identitätswechsel, den Traum, anderswo ein neues Leben zu beginnen. Sie hat auch nie an Selbstmord gedacht, ist ihr doch die Vorstellung zuwider, Rino könnte mit ihrem toten Körper zu tun haben und müsste sich um ihn kümmern. Nein, ihr schwebte etwas anderes vor: Sie wollte sich in Luft auflösen, wollte, dass sich jede ihrer Zellen verflüchtigte, nichts von ihr sollte mehr zu finden sein. Und da ich sie gut kenne oder zumindest glaube, sie zu kennen, bin ich fest davon überzeugt, dass sie einen Weg gefunden hat, nicht einmal ein Haar auf dieser Welt zurückzulassen, nirgendwo.

3

Die Tage vergingen. Ich sah meine E-Mails durch, auch meine Papierpost, aber ohne viel Hoffnung. Ich hatte ihr oft geschrieben, sie hatte mir fast nie geantwortet. So ist es immer gewesen. Sie zog das Telefon vor oder die langen nächtlichen Gespräche, wenn ich in Neapel war.

Ich öffnete meine Schubladen und die Blechschachteln, in denen ich alles Mögliche aufbewahre. Nur Weniges. Vieles hatte ich weggeworfen, vornehmlich Dinge, die mit ihr zu tun hatten, sie weiß das. Ich stellte fest, dass ich rein gar nichts von ihr habe, nicht ein Bild, nicht einen Zettel, nicht das kleinste Geschenk. Ich wunderte mich über mich selbst.

War es möglich, dass sie mir in all den Jahren nichts von sich gegeben hatte oder, schlimmer noch, dass ich nicht das Geringste von ihr hatte aufbewahren wollen? Möglich.

Diesmal rief ich Rino an, allerdings widerstrebend. Er antwortete weder auf dem Festnetz noch auf dem Handy. Erst am Abend rief er zurück, er hatte die Ruhe weg. Er schlug den Ton an, mit dem er gern Schuldgefühle auslöst.

»Du hast angerufen, wie ich sehe. Hast du Neuigkeiten?«

»Nein. Du?«

»Nein.«

Er redete wirres Zeug. Wollte sich ans Fernsehen wenden, an eine »Bitte melde dich«-Sendung, einen Aufruf starten, seine Mutter für alles um Verzeihung bitten, sie anflehen, nach Hause zu kommen.

Ich hörte ihm geduldig zu, dann fragte ich:

»Hast du mal einen Blick in ihren Schrank geworfen?«

»Wozu denn?«

Das Naheliegendste war ihm natürlich nicht eingefallen.

»Sieh nach.«

Er ging zum Schrank und entdeckte, dass nichts darin war, kein einziges Kleid seiner Mutter, weder für den Sommer noch für den Winter, nichts als alte Kleiderbügel. Ich schickte ihn auf eine Suchaktion durch die Wohnung. Ihre Schuhe, weg. Die wenigen Bücher, weg. Sämtliche Fotos, weg. Die Filme, weg. Ihr Rechner, weg, und auch die alten Disketten, die

man früher benutzte, einfach alles; alles, was mit ihrer Tüftelei eines Computerfans zu tun hatte, der schon Ende der sechziger Jahre, noch in der Lochstreifen-Ära, mit Rechenmaschinen herumexperimentiert hatte. Rino staunte.

Ich sagte:

»Lass dir so viel Zeit, wie du willst, doch dann ruf mich an und sag mir, ob du auch nur eine Stecknadel gefunden hast, die ihr gehört.«

Er meldete sich am nächsten Tag, in höchster Aufregung.

»Da ist nichts!«

»Gar nichts?«

»Nein! Sie hat sich aus allen Fotos herausgeschnitten, auf denen wir gemeinsam waren, auch aus denen meiner Kindheit.«

»Hast du auch wirklich gründlich nachgesehen?«

»Überall.«

»Auch im Keller?«

»Ich sag' doch, überall. Sogar der Karton mit den alten Papieren ist verschwunden, mit, was weiß ich, Geburtsurkunden, Telefonverträgen, Quittungen. Was hat das zu bedeuten? Waren das Einbrecher? Und was haben die gesucht? Was wollen die von mir und meiner Mutter?«

Ich beruhigte ihn, riet ihm, sich nicht aufzuregen. Es sei unwahrscheinlich, dass jemand ausgerechnet von ihm etwas wolle.

»Kann ich eine Weile bei dir wohnen?«

»Ausgeschlossen.«

»Bitte, ich kann nicht schlafen.«

»Du musst allein klarkommen, Rino, ich kann da auch nichts machen.«

Ich legte auf, und als er wieder anrief, reagierte ich nicht. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch.

Lila will wie immer zu weit gehen, dachte ich.

Sie übertrieb die Sache mit den Spuren maßlos. Sie wollte nicht nur verschwinden, jetzt, mit sechsundsechzig Jahren, sondern auch das ganze Leben auslöschen, das hinter ihr lag.

Ich war unglaublich wütend.

Mal sehen, wer diesmal das letzte Wort behält, sagte ich mir. Ich schaltete den Computer ein und begann unsere Geschichte aufzuschreiben, in allen Einzelheiten, mit allem, was mir in Erinnerung geblieben ist.

KINDHEIT

Die Geschichte von Don Achille

1

Als Lila und ich uns entschlossen, die dunkle Treppe nach oben zu steigen, die, Stufe für Stufe, Absatz für Absatz, zu Don Achilles Wohnungstür führte, begann unsere Freundschaft.

Ich erinnere mich noch an das violette Licht im Hof, an die Gerüche dieses lauen Frühlingsabends. Unsere Mütter kochten das Abendessen, es war Zeit, nach Hause zu gehen, doch wir trödelten und stachelten uns zu Mutproben an, ohne dabei auch nur ein Wort zu wechseln. Seit einer Weile taten wir nichts anderes, in der Schule und außerhalb. Lila steckte ihre Hand und den ganzen Arm in den schwarzen Schlund eines Gullylochs, und ich tat es kurz darauf auch, mit Herzklopfen und in der Hoffnung, dass die Kakerlaken nicht auf meiner Haut hochkrabbelten und die Ratten mich nicht bissen. Lila kletterte bei Signora Spagnuolo im Erdgeschoss am Fenster hoch, hängte sich an die Eisenstange für die Wäscheleine, schaukelte und ließ sich auf den Gehsteig fallen, und ich tat es kurz darauf auch, voller Angst, herunterzufallen und mir wehzutun.

Lila nahm eine rostige Sicherheitsnadel, die sie irgendwann auf der Straße gefunden hatte und in ihrer Tasche mit sich herumtrug wie das Geschenk einer guten Fee, schob sie sich

unter die Haut, und ich sah zu, wie die Metallspitze einen weißlichen Tunnel in ihre Handfläche grub. Als sie die Nadel herauszog und sie mir gab, tat ich es ihr nach.

Eines Tages warf sie mir ihren typischen Blick zu, diesen entschlossenen, mit zusammengekniffenen Augen, und steuerte auf das Haus zu, in dem Don Achille wohnte. Ich war starr vor Schreck. Don Achille war der Unhold aus den Märchen, ich hatte das strikte Verbot, mich ihm zu nähern, mit ihm zu sprechen, ihn anzusehen oder ihm nachzuspionieren, wir sollten so tun, als gäbe es weder ihn noch seine Familie. Bei mir zu Hause, aber nicht nur dort, löste er Angst und Hass aus, ohne dass ich den Grund dafür kannte. Mein Vater sprach in einer Weise von ihm, dass ich ihn mir plump vorstellte, mit rotblauen Pusteln übersät, ein Wüterich trotz des »Don«, das ich sonst immer mit einer ruhigen Autorität verband. Er war ein Wesen aus einem unergründlichen Stoff, Eisen, Glas, Brennesseln, doch feurig, mit einem glühend heißen Atem, der ihm aus Mund und Nase drang. Ich glaubte, selbst wenn ich ihn nur aus der Ferne sähe, würde mir etwas Scharfes, Brennendes in die Augen fahren. Und wäre ich so verrückt, mich seiner Tür zu nähern, würde er mich töten.

Ich wartete eine Weile, um zu sehen, ob Lila es sich anders überlegte und umkehrte. Ich wusste, was sie vorhatte, vergeblich hatte ich gehofft, sie würde es vergessen, doch nein.

Die Straßenlaternen brannten noch nicht und auch das Trep-
penlicht nicht. Aus den Wohnungen drangen gereizte Stim-
men. Um Lila zu folgen, musste ich den bläulichen Schimmer
des Hofes verlassen und in das Schwarz des Hauseingangs
tauchen. Als ich mich endlich dazu entschloss, sah ich zu-
nächst nichts. Ich spürte nur den Geruch nach altem Plunder
und DDT. Dann gewöhnte ich mich an die Dunkelheit und
sah Lila auf der ersten Stufe des untersten Treppenabschnitts
sitzen. Sie stand auf, und wir begannen mit unserem Aufstieg.

Wir hielten uns an der Wandseite, ich zwei Stufen hinter
ihr und unschlüssig, ob ich den Abstand verringern oder ver-
größern sollte. Ich erinnere mich noch an das Gefühl an mei-
ner Schulter, als ich die Wand mit dem abblätternden Putz
streifte, und an den Eindruck, dass die Stufen sehr hoch wa-
ren, höher als die des Hauses, in dem ich wohnte. Ich zitterte.
Jedes Geräusch – Schritte oder Stimmen – war Don Achille,
der uns einholte oder uns entgegenkam, mit einem großen
Messer, so einem, mit dem man Hühnern die Brust auf-
schlitzt. Es roch nach frittiertem Knoblauch. Maria, Don
Achilles Frau, würde mich mit siedendem Öl in der Pfanne
braten, seine Kinder würden mich verschlingen, und er wür-
de meinen Kopf auslutschen, wie mein Vater es mit den Meer-
barben tat.

Wir blieben oft stehen, und jedes Mal hoffte ich, dass Lila
sich zur Umkehr entschloss. Ich war vollkommen durchge-

schwitzt, ob sie auch, weiß ich nicht. Manchmal schaute sie nach oben, doch wohin genau, konnte ich nicht erkennen, nur das Grau der großen Fenster auf jedem Absatz war zu sehen. Plötzlich ging das Licht an. Es war funzlig, staubig und ließ weite Bereiche voller Gefahr im Schatten liegen. Wir warteten, um zu ergründen, ob es Don Achille gewesen war, der am Lichtschalter gedreht hatte, doch wir hörten nichts, weder Schritte noch eine Tür, die sich öffnete oder schloss. Lila ging weiter und ich hinterher.

Sie war davon überzeugt, etwas Richtiges und Notwendiges zu tun. Ich hatte jeden guten Grund vergessen und war garantiert nur dort, weil sie dort war. Langsam gingen wir dem größten unserer damaligen Schrecken entgegen. Wir stellten uns der Angst und spürten ihr nach.

Auf der vierten Treppe tat Lila etwas Überraschendes. Sie blieb stehen, wartete auf mich, und als ich zu ihr kam, griff sie nach meiner Hand. Das änderte alles zwischen uns, für immer.

2

Es war ihre Schuld. Nicht lange zuvor – zehn Tage, ein Monat, wer weiß, wir hatten keine Vorstellung von Zeit damals – hatte sie mir hinterrücks meine Puppe weggenommen und sie in ein Kellerloch geworfen. Nun stiegen wir nach oben,

der Angst entgegen. Vorher hatten wir, noch dazu in aller Eile, nach unten steigen müssen, dem Unbekannten entgegen. Ob nach oben oder nach unten, immer war uns, als gingen wir auf etwas Schreckliches zu, das, obwohl es schon vor uns da gewesen war, stets auf uns und nur auf uns wartete. Wenn man noch nicht lange auf der Welt ist, fällt es schwer, zu verstehen, welche Katastrophen dem Gefühl des Unheils zugrunde liegen, und vielleicht hält man dieses Verständnis nicht einmal für nötig. Erwachsene bewegen sich mit Blick auf das Morgen in einer Gegenwart, hinter der das Gestern und das Vorgestern liegt, bestenfalls noch die vergangene Woche. An den Rest wollen sie nicht denken. Kinder kennen die Bedeutung von gestern, vorgestern und auch von morgen nicht. Alles ist hier und jetzt: Hier ist die Straße, hier ist der Hauseingang, hier ist die Treppe, hier ist Mama, hier ist Papa, hier ist der Tag, hier ist die Nacht. Ich war noch klein, und im Grunde wusste meine Puppe mehr als ich. Ich sprach mit ihr, sie sprach mit mir. Sie hatte ein Zelluloidgesicht mit Zelluloidhaaren und Zelluloidaugen. Sie trug ein blaues Kleid, das ihr meine Mutter in einem seltenen Moment des Glücks genäht hatte, und war wunderschön. Lilas Puppe dagegen hatte einen mit Sägespänen ausgestopften, gelblichen Stoffkörper, ich fand sie hässlich und abstoßend. Die beiden schauten sich neugierig an, taxierten sich und waren drauf und dran, in unsere Arme zu flüchten, sobald ein Gewitter losbrach, sobald es

donnerte, sobald irgendwas, das größer und stärker war, mit spitzen Zähnen nach ihnen schnappte.

Wir spielten im Hof, doch so, als spielten wir nicht zusammen. Lila saß auf dem Boden, auf der einen Seite eines kleinen Kellerfensters, und ich auf der anderen. Dieser Platz gefiel uns, vor allem deshalb, weil wir sowohl die Sachen meiner Puppe Tina als auch die von Lilas Puppe Nu auf den Beton zwischen die Gitterstäbe des Fensters legen konnten, hinter dem sich ein Metallrost befand. Wir drapierten dort Steine, Kronkorken von Limonadenflaschen, Blümchen, Nägel und Glasscherben. Was Lila zu Nu sagte, griff ich auf und sagte es in leicht abgewandelter Form leise zu Tina. Wenn sie einen Kronkorken nahm und ihn ihrer Puppe als Hut auf den Kopf setzte, sagte ich im Dialekt zu meiner Puppe: »Tina, setz deine Königskrone auf, sonst erkältest du dich noch.« Wenn Nu auf Lilas Arm »Himmel und Hölle« spielte, ließ ich Tina kurz darauf das Gleiche tun. Aber noch war es nicht so weit, dass wir uns absprachen und zusammen spielten. Sogar diesen Platz suchten wir ohne Verabredung aus. Lila steuerte darauf zu, und ich schlenderte herum, als hätte ich ein anderes Ziel. Dann, wie zufällig, ließ auch ich mich an der Lüftungsöffnung nieder, doch auf der anderen Seite.

Am meisten gefiel uns der kalte Hauch aus dem Keller, ein Luftzug, der uns im Frühling und im Sommer Abkühlung brachte. Außerdem mochten wir die Gitter mit den Spinnwe-

ben, die Dunkelheit und das engmaschige, rötlich verrostete Metallnetz, das sich sowohl auf meiner als auch auf Lilas Seite aufbog und zwei parallele Spalte aufwies, durch die wir Steine in die Finsternis fallen lassen konnten, um dann auf das Geräusch ihres Aufpralls zu horchen. Damals war alles schön und beängstigend zugleich. Durch diese Öffnungen konnte uns die Finsternis unversehens unsere Puppen wegnehmen, die manchmal sicher in unseren Armen lagen, doch viel öfter absichtlich neben den verbogenen Metallrost gelegt und so dem kalten Hauch des Kellers ausgesetzt wurden und den bedrohlichen Geräuschen, die von dort heraufdrangen, dem Rascheln, Knistern und Kratzen.

Nu und Tina waren nicht glücklich. Die Schrecken, die wir Tag für Tag erlebten, waren auch ihre. Wir trauten dem Licht auf den Steinen nicht und auch nicht dem auf den Häusern, auf dem Umland und auf den Menschen draußen und in den Wohnungen. Wir ahnten die dunklen Winkel, die unterdrückten Gefühle, die immer kurz vor dem Ausbruch standen. Und diesen schwarzen Löchern, diesen Abgründen, die sich dahinter unter den Wohnblocks unseres Viertels auftaten, schrieben wir alles zu, was uns am helllichten Tag erschreckte. Don Achille, zum Beispiel, befand sich nicht nur in seiner Wohnung im obersten Stockwerk, sondern auch darunter, er war eine Spinne unter Spinnen, eine Ratte unter Ratten, eine Gestalt, die jede Gestalt annahm. Ich stellte mir

vor, dass sein Mund wegen seiner langen Hauer offen stand, dass er einen glasierten Steinkörper hatte, auf dem Giftpflanzen wuchsen, und dass er ständig darauf lauerte, alles, was wir durch die kaputten Ränder des Metallrosts fallen ließen, mit einer riesigen schwarzen Markttasche aufzufangen. Diese Tasche war Don Achilles Markenzeichen, er trug sie ständig bei sich, auch zu Hause, und verstaute lebende und tote Sachen darin.

Lila wusste um meine Angst, meine Puppe sprach laut davon. Deshalb schob sie Tina, kaum dass sie sie bekommen hatte, gerade an dem Tag, als wir ohne ein einziges Wort, nur mit Blicken und Gesten, zum ersten Mal unsere Puppen getauscht hatten, durch den Spalt im Metallrost und warf sie in die Finsternis.

3

Lila trat in der ersten Grundschulklasse in mein Leben und beeindruckte mich sofort, weil sie ausgesprochen frech war. Wir Mädchen in dieser Klasse waren alle ein bisschen frech, doch nur, wenn Maestra Oliviero es nicht sah. Sie dagegen war immer frech. Einmal riss sie Löschpapier in kleine Stücke, tauchte sie eines nach dem anderen ins Tintenfass in der Bank, fischte sie mit dem Federhalter wieder heraus und bewarf uns damit. Sie traf zweimal meine Haare und einmal

meinen weißen Kragen. Die Lehrerin gellte, wie nur sie es konnte, mit einer uns erschreckenden Nadelstimme, lang und spitz, und befahl Lila, sich zur Strafe sofort hinter die Tafel zu stellen. Lila gehorchte nicht, sie war nicht einmal eingeschüchtert und warf stattdessen weiter mit den tintenge-tränkten Papierkügelchen. Maestra Oliviero, eine schwerfällige Frau, die uns uralt vorkam, obwohl sie kaum über vierzig gewesen sein dürfte, kam drohend von ihrem Pult herunter, stolperte, verlor das Gleichgewicht und schlug mit dem Gesicht gegen die Kante einer Bank. Wie leblos blieb sie auf dem Boden liegen.

Was dann geschah, weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich nur noch an den reglosen Körper der Maestra, ein dunkles Bündel, und an Lila, die sie mit ernster Miene betrachtete.

Ich habe zahllose Unfälle dieser Art in Erinnerung. Wir lebten in einer Welt, in der Kinder und Erwachsene sich häufig verletzten; die Wunden bluteten, eiterten, und manchmal starb jemand daran. Eine Tochter von Signora Assunta, der Gemüsehändlerin, hatte sich an einem Nagel verletzt und war an Tetanus gestorben. Signora Spagnuolos jüngster Sohn war an Krupp gestorben. Ein Cousin von mir, zwanzig Jahre alt, ging eines Morgens Trümmer wegräumen und war am Abend tot, zerquetscht, das Blut lief ihm aus Mund und Ohren. Der Vater meiner Mutter starb, als er beim Bau eines Hochhauses in die Tiefe stürzte. Signor Pelusos Vater fehlte ein Arm, er

war versehentlich in eine Drehbank geraten. Die Schwester von Signor Pelusos Frau Giuseppina war mit zweiundzwanzig Jahren an Tuberkulose gestorben. Don Achilles ältester Sohn – ich hatte ihn nie gesehen, glaubte aber trotzdem, mich an ihn zu erinnern – war in den Krieg gezogen und zweimal gestorben, zunächst im Pazifik ertrunken, dann von den Haien gefressen. Alle Mitglieder der Familie Melchiorre starben aneinandergeklammert und vor Entsetzen schreiend bei einem Luftangriff. Die alte Signorina Clorinda starb, als sie Gas statt Luft einatmete. Giannino, der in die vierte Klasse ging, als wir in der ersten waren, starb, weil er eine Bombe gefunden und sie angefasst hatte. Luigina, mit der wir auf dem Hof gespielt hatten oder vielleicht auch nicht, vielleicht war sie nur ein Name, Luigina war an Flecktyphus gestorben. So war unsere Welt, voller Wörter, die töteten: Krupp, Tetanus, Flecktyphus, Gas, Krieg, Drehbank, Trümmer, Arbeit, Luftangriff, Bombe, Tuberkulose, Vereiterung. Mit diesen Wörtern und diesen Jahren rufe ich die vielen Ängste wieder wach, die mich mein Leben lang begleitet haben.

Man konnte auch an scheinbar normalen Dingen sterben. Man konnte, zum Beispiel, sterben, wenn man schwitzte und dann kaltes Leitungswasser trank, ohne dass man sich zuvor auch Wasser über die Handgelenke hatte laufen lassen. Dann konnte es passieren, dass man mit roten Pünktchen übersät war, Husten bekam und nicht mehr atmen konnte. Man

konnte sterben, wenn man Schwarzkirschen aß, ohne den Kern auszuspucken. Man konnte sterben, wenn man Kaugummi kaute und ihn versehentlich verschluckte. Vor allem konnte man sterben, wenn man einen Schlag gegen die Schläfe bekam. Die Schläfe war eine hochempfindliche Stelle, wir gaben alle sehr auf sie acht. Es genügte schon ein Steinwurf, und Steinwürfe waren an der Tagesordnung. Nach der Schule warf eine Bande von Jungen aus dem Umland, angeführt von einem, der Enzo oderENZUCCIO genannt wurde und der Sohn der Gemüsehändlerin Assunta war, mit Steinen nach uns. Sie waren sauer, weil wir Mädchen besser in der Schule waren als sie. Als die Steine flogen, liefen wir alle weg, nur Lila nicht, sie ging mit ruhigen Schritten weiter und blieb manchmal sogar stehen. Sie konnte die Flugbahn der Steine genau abschätzen und wich ihnen gelassen – heute möchte ich sagen: elegant – aus. Sie hatte einen großen Bruder, und vielleicht hatte sie das ja von ihm gelernt, keine Ahnung. Auch ich hatte Geschwister, allerdings jüngere, und von denen hatte ich rein gar nichts gelernt. Jedenfalls blieb ich trotz meiner großen Angst stehen, als ich sah, dass sie zurückgeblieben war, und wartete auf sie.

Schon damals war da etwas, das mich davon abhielt, sie im Stich zu lassen. Ich kannte sie nicht gut, wir hatten nie ein Wort miteinander gewechselt, obwohl wir ständig im Wettstreit miteinander standen, in der Schule und außerhalb. Doch ich hatte das dunkle Gefühl, dass ich ihr etwas von mir

überlassen hätte, was sie mir nie zurückgegeben hätte, wenn ich mit den anderen weggelaufen wäre. Zunächst versteckte ich mich hinter einer Ecke und beugte mich vor, um nach Lila Ausschau zu halten. Als ich sah, dass sie sich nicht von der Stelle rührte, überwand ich mich und ging zu ihr, versorgte sie mit Steinen und warf selbst auch welche. Doch ohne Überzeugung. Ich habe in meinem Leben vieles getan, doch nie mit Überzeugung, stets fühlte ich mich etwas losgelöst von meinen Handlungen. Lila dagegen zeichnete sich schon von klein auf durch eine absolute Entschlossenheit aus – heute kann ich nicht mehr sagen, ob bereits mit sechs, sieben Jahren oder erst seit wir im Alter von acht, fast neun Jahren zusammen die Treppe zu Don Achilles Wohnung hinaufgestiegen waren. Egal ob sie nach dem Federhalter in den Farben der Tricolore griff oder nach einem Stein oder nach dem Handlauf der dunklen Treppe, immer vermittelte sie den Eindruck, dass sie das, was darauf folgte – die Feder mit gezieltem Schwung ins Holz der Schulbank rammen, tintengetränkte Kügelchen durch die Gegend schießen, die Jungen aus dem Umland angreifen, zu Don Achilles Tür hinaufgehen –, ohne mit der Wimper zu zucken, tun würde.

Die Bande kam vom Eisenbahndamm, sie deckte sich zwischen den Gleisen mit Steinen ein. Enzo, der Anführer, war ein gefährlicher Junge, mindestens drei Jahre älter als wir, ein Sitzenbleiber, mit extrem kurzen, blonden Haaren und hellen

Augen. Treffsicher warf er mit kleinen, scharfkantigen Steinen, und Lila wartete seine Würfe ab, um ihm zu zeigen, wie sie ihnen auswich, um ihn noch weiter zu reizen und um sofort mit nicht minder gefährlichen Angriffen zu antworten. Einmal trafen wir ihn am rechten Fußknöchel, und ich sage »wir«, weil ich es war, die Lila den flachen, an den Rändern abgesplitterten Stein gegeben hatte. Er schnitt in Enzos Haut wie ein Rasiermesser und hinterließ eine rote Stelle, die sofort zu bluten begann. Der Junge starrte auf sein verletztes Bein, ich sehe ihn noch vor mir: Er hielt den Stein, den er gerade werfen wollen, zwischen Daumen und Zeigefinger, er hatte schon weit ausgeholt, hielt jedoch verblüfft inne. Auch die Jungen unter seinem Kommando starrten ungläubig auf das Blut. Lila zeigte nicht die geringste Genugtuung über diesen Treffer, sie bückte sich nur nach einem weiteren Stein. Ich packte sie am Arm, es war unsere erste Berührung, schroff und ängstlich. Ich ahnte, dass die Bande noch brutaler reagieren würde, und wollte, dass wir uns zurückzogen. Doch dafür blieb keine Zeit mehr. Enzo fasste sich wieder und warf ungeachtet seines blutenden Knöchels den Stein, den er in der Hand hatte. Ich hielt Lila noch immer fest, als der Stein sie an der Stirn traf und sie von mir riss. Einen Augenblick später lag sie mit einem Loch im Kopf auf dem Gehweg.

Elena Ferrante ist die große Unbekannte der Gegenwartsliteratur. In Neapel geboren, hat sie sich mit dem Erscheinen ihres Debütromans im Jahr 1992 für die Anonymität entschieden. Ihre neapolitanische Saga trägt, wie der erste Band daraus, den Titel *Meine geniale Freundin* und ist ein weltweiter Bestseller.

Die folgenden Bände der neapolitanischen Saga erscheinen im Frühjahr und Herbst 2017:

Band 2

DIE GESCHICHTE EINES
NEUEN NAMENS

Band 3

DIE GESCHICHTE DER
GETRENNTEN WEGE

Band 4

DIE GESCHICHTE DES
VERLORENEN KINDES

Sie möchten wissen, wie die Geschichte von Elena und Lila weitergeht? Und stets so früh wie möglich Neuigkeiten zu allen Bänden der neapolitanischen Saga, Veranstaltungshinweise und Hintergrundinformationen erhalten?

Abonnieren Sie jetzt den #FerranteFever-Newsletter auf www.elenaferrante.de

- * **monatliche Buchverlosungen**
- * **exklusive Hintergrundberichte**
- * **Livestreams und Videos**

#FerranteFever

www.elenaferrante.de